

Nr. 159. Bromberg, den 15. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von Richard Skowronnek.

„Eher den Reitertod in der Schlacht," erklärte Fräulein Elsbeth mit einer kurzen Handbewegung, „und das Frauenzimmer hat keine Ahnung! Wer soll denn hier deine Rechnungen prüfen, wenn ich fort bin, oder abends mit dir Schach spielen?"

„Na ja,' sagte der Forstmeister darauf und zuckte mit den Achseln, „das möchte ich auch gern wissen!" Mit diesen Schwierigkeiten hatte er schon acht Tage gerungen, ohne einen Ausweg zu finden.

Aber die alte Trine mit ihrem weiblichen Instinkt wußte Rat. In aller Stille ließ sie das Fräulein Seebach aus Lenzburg kommen, die tonangebende Schneiderin des weiblichen Offizierkorps und der in gleichem gesellschaftlichem Range befindlichen Damen des Städtchens samt seiner engeren und weiteren Umgebung.

„Wenn Fräulein Seebach nach sorgfältigem Studium der „Modewelt" und der übrigen Zeitschriften entschied: „Gnädige Frau, das wird jetzt getragen", dann wurde es eben in Lenzburg getragen. Selbst wenn man bei einem gelegentlichen Besuche Berlins feststellen mußte, daß die Lenzburger Mode gegen die der Reichshauptstadt um einige Monate nachging. Aber das schadet nichts, dafür hatten die Roben der braven Seebach jenes unnachahmliche Cachet, nach dem man ihre Trägerinnen sofort als „Frau Leutnant!" oder „Frau Hauptmann!" ansprach, je nach dem Lebensalter. Eine mit guter Berechnung und geschickt betonte militärische Form, an der man bei aller Gediegenheit des Stoffes und der Zutaten sofort die Offiziersfrau erkannte, genau so wie den Leutnant in Zivil, wenn den Anzug ein Militärschneider geliefert hatte . . .

Besagtes Fräulein Seebach also trat eines Morgens im Rohnsteiner Forsthause an, mit einer Hilfsschneiderin und einem ganzen Kasten voll zarter und duftiger Stoffe. In dem großen Saal tat sich eine Werkstätte auf, es wurde Maß genommen, gezeichnet, geschnitten und geheftet. Die mitgebrachte Nähmaschine klapperte, und von Zeit zu Zeit wurde Elsbeth zu einer Anprobe hereingerufen. Nur widerwillig folgte sie, spottete, wenn ihr die „bunten Lappen" an die schlanken Glieder geheftet wurden, aber dann ließ die listige Schneiderin ab und zu ein entzückendes Wörtlein fallen:

„Nein, wie goldig! Eine Prinzessin kann's nicht schöner haben bei der Aussteuer, und was der Leutnant Graf Schlippenberg wohl für Augen machen möcht', wenn er das Elsbethchen so im Staat sehen könnte! . . . Oder auch der Onkel Rabenhainer. „Donnerwetter!" möcht' er sagen, „was ist aus dem häßlichen, kleinen Mädel für eine schöne junge Dame geworden"!"

„Quatsch!" erwiderte Fräulein Elsbeth darauf, „der Onkel Rabenhainer sieht gar nicht auf solche Äußerlichkeiten." Aber bei der nächsten Anprobe trat sie schon vor den hohen Wandspiegel, und nach acht Tagen, als die fertigen Kleider fein säuberlich nebeneinander auf einem weißen Tischtuch lagen, hatte die alte Trine ihr arglistiges Spiel gewonnen. Bei der abendlichen Schachpartie hob das Schmaltierchen mit einem Male den blonden Wuschelkopf:

„Du, Vatting, dann hilft es wohl nichts, dann muß ich doch wohl für 'ne Zeit nach diesem langweiligen Weimar gehen. Schon so wegen des äußerlichen Schliffs, weißt du, denn schließlich bin ich doch kein Junge, sondern ein Mädel!"

„Leider", sagte der Forstmeister darauf und ließ die geliebte Pfeife ausgehen. Der Tabak wollte ihm auf einmal nicht mehr schmecken, und er verpaßte die richtige Fortsetzung des Angriffs, mußte zusehen, wie ihm unter Triumphgeschrei der feindlichen Partei die Königin geschlagen wurde . . .

Und es wurde gar einsam im Rohnsteiner Forsthause, als er mit dem Hauptmann Rabenhainer, der ihm von allen Offizieren des Bataillons am nächsten stand, das Schmaltierchen zur Bahn gebracht hatte. Noch einsamer als damals, nachdem man das zarte Frauchen auf den Kirchhof getragen hatte. „Jesus, meine Zuversicht" spielte die Bataillonskapelle, während die Schollen auf den Sarg prasselten, nachher aber bei der Heimkehr: „Freut euch des Lebens!" Und in der Kinderstube quäkte ein kleines weißes Bündel wie ein angeschossener Junghase, man konnte es in die Arme pressen und in dem verquollenen Gesichtchen nach den Spuren der Entschlafenen suchen . . . Jetzt aber gab es keinen Widerhall in den leeren Stuben, man rief: „Holla, Schmaltierchen, wollen pirschen fahren!", aber der helle Jauchzer, der sonst geantwortet hatte, blieb aus. Und man stieg allein in den Wagen, blieb des Abends allein mit den langweiligen Rechnungen und den trüben Gedanken. Da riß man denn wohl aus vor den leeren Stuben, spannte das Segel und fuhr hinüber nach dem Städtchen, suchte sich Gesellschaft im Kasino oder am runden Tisch im Ratskeller; trank mehr, als den alten Knochen dienlich war, und kehrte mit heißem Kopf heim . . . Aber auch diese Zerstreuungen hörten eines Tages auf. Denn es kam das schwere Zerwürfnis mit dem Offizierkorps der Lenzburger Jäger, und der alte Herr verkroch sich in seinen Bau wie ein grimmiger Dachs. Die treue Trine aber ging in einem Brisseln und Bummen herum, ob er denn gar nicht an sein Kind gedacht hätte, als er sich mit den Herren Offizieren verfeindete. Mit wem sollte das Elsbethchen wohl verkehren, wenn es als erwachsene Dame nach Hause kam, und stieß in allen Familien, wo es seine Besuche machte, auf verlegene Gesichter und kühlen Empfang? Denn das war nun mal so in der Lenzburger Gesellschaft: wen die Herren Offiziere schnitten mit ihren Damen, den schnitten auch die übrigen Herrschaften, als wenn man einen gelben Flecken am Rocke hätte, lief man herum! Und sollte das Elsbethchen sich nachher mit ihren achtzehn Jahren hier in die Einsamkeit vergraben, womöglich gar 'ne alte Jungfer werden wegen so ein paar plundriger Hirsche? Von dem Zeug trieb sich doch noch ge-

nug im Wald herum, mit und ohne „Hörner", sogar die Kartoffeln buddelten sie einem aus den Mieten heraus, also was lag schon daran, wenn einer von den Herren Leutnants mal so ein Biest totschoß? Dann schrie der Forstmeister sie in hellem Ärger an: „Machen Sie, daß Sie rauskommen, Sie törichte, alte Spinatwachtel, und das verstehen Sie nicht!" Innerlich aber mußte er der Braven halb und halb recht geben. Es war wirklich unnötig gewesen, die Angelegenheit so auf die Spitze zu treiben bei allem gerechten Zorn, und hundert verdächtige Indizien waren noch immer kein bündiger Beweis! Mit um so größerem Ingrimm aber warf er sich darauf, diesen Beweis nachträglich zu erbringen, dem Kommandeur den wildernden Leutnant an den Ohren vorzuführen: „Da steht er, Herr Oberstleutnant, der Filou! Also, bitte, hatte ich recht?"

Und da seine Unterbeamten, wie er meinte, alle nicht den richtigen Schneid besaßen, fing er selbst an, dem geheimnisvollen Wilddieb nachzustellen, schon damit die ewigen Beschwerden des Hofjagdamtes ein Ende nahmen, aber alles Pirschen und Spähen und Lauern war vergebens. Wochenlang schlug sich der alte Herr den Schlaf um die Ohren, das Revier blieb ruhig. Kein Schuß zerriß die Stille der Nacht, aber wenn er nach solchen Strapazen todmüde auf sein Lager sank, kam unfehlbar von einer der Förstereien die Meldung, der Wilderer wäre wieder einmal bei der Arbeit gewesen, irgendwo an einer heimlichen Wiesenschlenke läge ein gestreckter Hirsch, das Geweih abgeschlagen und die Haken ausgeschnitten, wie üblich. Den alten Herrn aber schüttelte der ohnmächtige Zorn, und er verschwor sich hoch und heilig, einer von ihnen müßte beim nächsten Vollmondschein daran glauben, der Wilderer oder er.

Das alte Spiel fing immer wieder von neuem an: Sechs, sieben durchwachte Nächte, wenn er sich aber endlich schlafen legte und seine abgehetzten Beamten mit ihm, fiel irgendwo in dem weitläufigen Revier der Hirsch. Ganz als wenn der Wilderer einen Spion gehabt hätte, der ihm Meldung zutrug, daß in der Rohnsteiner Forst außer den Hirschen niemand auf den Läufen war . . .

Ein Gutes aber wenigstens brachten diese steten Aufregungen, die Zeit ging herum! Und ganz unversehens kam eines Tages aus Weimar die Depesche: „Morgen mittag bin ich da!' Der Forstmeister aber atmete tief auf: Ja, richtig, sein kleines Schmaltierchen! Das hatte ihm die ganze Zeit über gefehlt! Wenn es daheim geblieben wäre, wäre gar manches vielleicht anders gekommen. —

Und jetzt stand er auf dem kiesbedeckten Bahnsteig vor dem Stationsgebäude, der Wind zauste ihm den grauen Bart, aber die scharfen Augen spähten unablässig nach dem Einschnitte in dem bewaldeten Hügelrücken, der den Ausblick nach Süden hin begrenzte. Aus dem Einschnitte mußte der Zug kommen, der — endlich! — sein Schmaltierchen wieder heimbrachte! Und ein paar Sekunden lang trübte sich sein Blick, ganz unversehens war ihm der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß er allein hier stand. Die andere, deren Platz jetzt wohl an seiner Seite gewesen wäre, schlief seit achtzehn Jahren unter den vier Eichen auf dem Rohnsteiner Friedhofe, und keine Sehnsucht weckte sie wieder auf.

Über dem Einschnitt in dem Hügelrücken kräuselte sich heller Rauch, der Stationsvorsteher trat mit der Signalscheibe in der Hand auf den Bahnsteig, handwerksmäßig und gleichgültig, als wenn der ankommende Zug ein ganz gewöhnlicher gewesen wäre, wie jeder andere. Die Lokomotive fauchte und hielt ein paar dutzend Schritte hinter der Station. Die Wagenräder kreischten unter den angezogenen Bremsen, die von den Trittbrettern springenden Schaffner rissen die Türen auf: „Lenzburg, fünf Minuten! Nach Niederseeheim umsteigen!"

Da wäre der Forstmeister Rüdiger beinahe umgekehrt, mit einer schweren Enttäuschung im Herzen, sein Schmaltierchen war anscheinend nicht mitgekommen. Aus einem Kupee stieg ein junger Mann, den er nicht kannte, nach dem äußeren Aussehen ein Offizier in Zivil, und er bot einer hochgewachsenen jungen Dame die Hand, einer jungen Dame in elegantem Reisekleid, die gar nicht so aussah, als wenn sie hier erwartet würde. Erst nach einigen freundlichen Worten an ihren Begleiter hob sie den Kopf, sah sich suchend auf dem Bahnsteig um . . .

„Schmaltierchen!" rief der alte Herr, denn jetzt hatte er sie erkannt, aber die Begrüßung fiel anders aus, als er in den Stunden der Erwartung gedacht hatte. Die hochgewachsene junge Dame in dem Reisekleid flog ihm nicht um den Hals mit stürmischer Begrüßung und einem Dutzend atemraubender Küsse. Sie beschleunigte um ein weniges nur ihren Schritt und bot ihm die Wange unter der breiten Reisemütze, die gleich einem Riesenpilz ihren blonden Scheitel bedeckte.

„Ei sieh da, Väterchen, das ist aber nett! Und gestatte: Herr Oberleutnant von Vahlenberg ist zu unserem Bataillon neu versetzt und hat sich meiner unterwegs recht liebenswürdig angenommen."

Der junge Mann im Reisezivil verneigte sich respektvoll und lüftete den Hut über einem stark gelichteten Scheitel; der alte Forstmeister aber rückte nur mit einem kurzen Brummen die Mütze. Mit den Lenzburger Jägern lag er seit mehr als anderthalb Jahren in Feindschaft, und den jäh aufgestiegenen Groll barg er vorläufig mal im Herzen. Nur einen fliegenden Stich gab es in der Brust: Eine schöne Zierpuppe hatte diese Frau Wilkenhagen in zwei Jahren aus seinem Schmaltierchen gemacht! . . .

Es folgte eine kurze Verabschiedung von dem Oberleutnant von Vahlenberg, sie stiegen in den Wagen, und der alte Jochen gab den ungeduldig auf der Stelle tretenden Schimmeln die Köpfe frei. Auch mit etlichem Ingrimm im Herzen, denn das gnädige Fräulein, wie man die heimgekehrte Deern von jetzt an wohl nennen mußte, hatte bei seiner Begrüßung nur flüchtig mit dem Kopfe genickt: „Tag Jochen. Auch noch zuwege?" Die ausgestreckte Hand schien sie gar nicht bemerkt zu haben, er aber hatte sich auf diesen Augenblick so gefreut! Sogar eine kurze Ansprache hatte er sich ausgedacht, wie sehr sie sich zu dritt gebangt hätten, die beiden Schimmel nämlich und er, und jetzt blieb die Rede ungesprochen.

Währenddessen — der Wagen war in den Rohnsteiner Wald gebogen und fuhr unter hohen Buchen auf ebener Straße dahin — schmiegte sich Elsbeth an ihren Vater und suchte unter der leichten Fahrdecke seine Hand.

„Jetzt laß dir richtig guten Tag sagen, Väterchen! Vorhin, als der Leutnant dabei stand, konnte man's doch nicht so zeigen . . ."

„So, so", sagte der Forstmeister, „und ich hatte schon geglaubt!" . . . Was er geglaubt hatte, sagte er nicht, aber die Tochter verstand ihn. Schlang ihm den Arm um den Hals und küßte ihn mitten in den weißen Bart.

„Unsinn, Vatting! Nur, weißt du, man trifft da auf der Reise endlich einen Leutnant von unserem Bataillon, einen ganz neuen noch dazu, und da muß man sich doch „benehmen". Sonst erzählt er womöglich noch im Kasino, er hätte unterwegs ein ganz merkwürdiges Frauenzimmer kennengelernt, das in der Jagd besser Bescheid wüßte als in der modernen Literatur, und alle übrigen Leutnants schreien: „Das kann nur die Elsbeth aus Rohnstein gewesen sein"!"

Da lachte der alte Herr übers ganze verwitterte Gesicht, sein Schmaltierchen war noch das alte geblieben, trotz der zwei Jahre in der vornehmen Pension. Nur größer geworden war es und schöner, und Donnerwetter noch mal, würden die guten Bekannten ringsum Augen machen, wenn er sich mit seiner Tochter in den Wagen setzte, um in der Nachbarschaft und im Städtchen die üblichen Visiten zu schneiden! . . . Aber da fuhr ihm etwas in die Kehle, daß er plötzlich husten mußte, der „gelbe Flecken" fiel ihm ein, von dem immer die alte Trine gesprochen hatte. Und während Elsbeth munter und lustig von allerhand großen und kleinen Pensionserlebnissen plauderte, sann er über einen fürchterlichen Ukas, der allen Hofinsassen strenges Stillschweigen zur Pflicht machte. Weshalb sollte er seinen heimgekehrten Liebling unnütz betrüben, wenn's anders zu schaffen war? Vielleicht war das Zerwürfnis mit den Lenzburger Jägern ein paar Tage lang zu verheimlichen, inzwischen aber mußte irgend etwas geschehen, das die verfahrene Lage in Ordnung brachte. Im allerschlimmsten Falle pochte man an die Tür des Kommandeurs: „Lieber alter Freund Brinkmann, da bin ich wieder! Und hoffentlich lassen Sie mich den herben Kelch der Abbitte nicht bis auf den Boden leeren?"

Zu Hause nachher gab es erst die rechte Begrüßung. Als der Wagen ins Hoftor bog, stand die alte Trine in blütenweißer Schürze auf der Freitreppe mit dem übrigen Gesinde, der Kuhhirt entlockte seinem langen, mit Bast umwundenen Horn eine Folge greulicher Töne, die eine Freudenfanfare darstellen sollten, und der Pferdejunge ließ einen Kanonenschlag steigen, den er sich heimlich aus der Stadt besorgt hatte. Ganz unsinnig jedoch vor Freude gebärdete sich die Schar der Hunde. Die Teckel kläfften, der Hühnerhund Robbie, der seinerzeit an der Puppe der Kommandeuse das Apportieren gelernt hatte, machte down, stieß aber dabei ein ganz unkommentmäßiges Heulen aus, sogar Wodan, der edle Schweißhund, der neben seiner Gattin Fricka auf einem tischartigen Lager thronte, hob den ernst blickenden Kopf. Ein Luftzug hatte ihm die Witterung der jungen Herrin zugetragen, mit der er so manches liebe Mal im hohen Buchenwald die Schweißfährte bearbeitet hatte. Da stand er gravitätisch auf, kam gemessen näher und gab mit der glockenähnlichen Stimme den Freudenlaut, mit dem er den gestellten Hirsch bestätigte. Am liebsten hätte er ja auch getanzt, wie die lustigen kleine Teckel, die sich immer rückwärts überschlugen vor Freude, aber das ziemte sich nicht für einen seit sechzehn Generationen rein gezogenen Schweißhund.

Nach dieser allgemeinen Begrüßung kamen die Jägerlehrlinge an die Reihe. Sie bliesen kunstvoll unter Aufsicht des Forstschreibers den Fürstengruß auf blinkenden Waldhörnern, und während Elsbeth in heller Rührung ein Dutzend Hände schüttelte, blickte der Forstmeister in etlicher Ratlosigkeit zu der getreuen Alten hinüber, die er in ärgerlichen Stunden „törichte Spinatwachtel" zu titulieren pflegte. Und sie verstand ihn ohne Worte.

„Ich werd' morgen wieder die Seebachin kommen lassen, das gibt Ruh' auf acht Tage. In der Zwischenzeit aber müssen S i e Rat schaffen, Herr Forstmeister, so oder so!"

„Na schön", erwiderte er, „und morgen haben wir Vollmond. Da wird sich's entscheiden. So oder so." — — —

Ganz heimlich hatte sich gegen Abend der Forstmeister fortgemacht, durch den Obstgarten und um die Scheune herum. Niemand auf dem Hofe brauchte zu wissen, daß er wieder einmal auf den Wilddieb unterwegs war. Erst als er am Rande der dichten Fichtenschonung stand, die von der Seeseite her das Feld begrenzte, schob er zwei Finger der Rechten zwischen die Zähne, stieß einen weithin schalleden Pfiff aus. Wodan, der Schweißhund, hob daraufhin den Kopf auf seinem tischähnlichen Lager, richtete sich und reckte sich einen Augenblick lang in den verschlafenen Gliedern und kam in langen getragenen Sätzen über das freie Feld gejagt. Am Spätnachmittage nämlich hatte es Besuch im Forsthause gegeben, und ganz merkwürdigerweise war ihm der Gedanke gekommen, daß dieser Besuch mit den Freveltaten des Wilddiebes in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang stehen mußte.

Die Tochter des Fischereipächters Retelsdorf aus Lenzburg war es gewesen, die den wöchentlichen Tribut brachte in Gestalt eines zehnpfündigen Hechtes.

(Fortsetzung folgt.)

Das Feuermal.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Selbst ein aufmerksamer Beobachter hätte nicht behaupten können, daß Elly sich in ihrem Wesen sehr von anderen Mädchen ihres Alters unterschied. Die Tränen saßen ihr nicht lockerer als vielen anderen, sie lachte gern und trug ihr Schicksal anscheinend mit Gelassenheit.

Gewohnheit vermag ja viel. Wer sein Leben lang gesund und kräftig gewesen ist, der wird die Einbuße eines Gliedes, des Gehörs oder des Augenlichts schwerer ertragen als ein anderer, der sich seit seinem ersten Lebenstage auf Krücken oder blind durch dieses Lebens graue Unendlichkeit schleppen muß.

Das Schicksal Ellys war ein Feuermal, das sich breit und flammend rot über die linke Wange und den Hals bis zum Schlüsselbein hinunterzog. Sie trug es seit ihrer Geburt, und vieler Ärzte Kunst hatte sich vergeblich bemüht, es zu beseitigen. Solange Elly Kind war, litt sie schwer unter der Grausamkeit, dem Hohn, der schlecht verhehlten Zurückhaltung ihrer Spiel- und Schulgefährten. Später bekam ihr Leiden ein anderes Gesicht. Sie, die so gern tanzte, die jugendfroher Geselligkeit von Herzen zugetan war, erkannte früh genug, wie das Glück der Frau im wesentlichen von der Schönheit ihres Äußeren abhängt. So erfaßte Elly fast unbewußt, daß sie auf beinahe alles Glück zeitlebens würde verzichten müssen. Auf eines bestimmt — auf die Liebe.

So lebte sie, ohne Geselligkeit, ohne Freunde und fast ohne Freundin, dahin, in einer besonderen stillen Art. Tüchtig in dem erwählten Beruf, gelang es ihr, auch in schwierigen Zeitläuften gutbezahlte Vertrauensstellungen zu erhalten. Das lag nicht nur an ihren Leistungen — sondern wohl ebenso sehr auch daran, daß ihre Chefs die berechtigte Überzeugung hatten, dieses Mädchen könne den jungen Herren der Firma die Köpfe nicht verdrehen. Sie würde niemals störend in die kühle, von Zahlen, Konten und Lieferungsverträgen beherrschte Atmosphäre des kaufmännischen Bureaus eingreifen. Und sie hatten recht, die Chefs, natürlich. Denn Elly war für das kaufmännische Personal ein Neutrum. Man konnte sich soweit an ihr Aussehen gewöhnen, daß man nicht mehr erschrak, wenn man sie anblickte. Daß man ihren Mangel um anderer Vorzüge willen vergaß, soweit ging die Gewohnheit nicht.

Und dabei . . . Zuweilen, wenn Elly abends in ihrem Zimmerchen stand, sich vor dem Ankleidespiegel ernsthaft musterte, ehe sie ins Bett schlüpfte, dann glitt ein kleines, bitteres Lächeln über ihre Züge. „Habe ich nicht wohlgeformte Beine?" fragte sie sich. „Die schlanksten Fesseln? Einen Körper, schöner als die meisten, die man in den Magazinen abgebildet sieht?" Ach ja, diese und hundert andere Fragen konnte Elly sich stellen und sie getrost bejahen. Aber was half das? Wer sie sah, der wurde über dem aufdringlichen Feuermal blind gegen alle anderen Vorzüge des Mädchens.

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß Elly in selbstgewählter Einsamkeit einen Ersatz für alle die Freuden und Vergnügungen suchte, die ihr vom Schicksal versagt wurden. Sie reiste viel, und die Möglichkeit, fremde Landschaften zu sehen, war ihr ein dauerndes und großes Glück. Mit Vorbedacht wählte sie Wege, die weit ab lagen vom üblichen Fremdenverkehr, kleine Orte, von Sommergästen alltäglicher Art kaum je gekannt und berührt. Hier, in der Einsamkeit der Berge, der Wälder und des Meeres, warf sie sich an das große, mütterliche Herz der Natur und führte für die Spanne weniger Wochen alljährlich ein fast pflanzenhaftes, seliges Dasein.

Einmal jedoch ließ sie sich von einer Freundin überreden, gemeinsam einen stark belebten Badeort in den Alpen aufzusuchen. Sie bereute ihre Zusage rasch genug, sie vermißte — im Kreise dieser eleganten und oberflächlichen Kurgäste — jene innere Befreiung und überströmende Selbstvergessenheit, mit der sie sich sonst den Beglückungen der Natur hingegeben hatte. Doch blieb sie, um die Freundin nicht zu kränken, mit dem schmerzlichen Bewußtsein allerdings, daß dieser Sommer ein verlorener sei.

Am letzten Abend ihres Urlaubs, während die Kollegin an irgend einer privaten Tanzgesellschaft teilnahm, schlenderte Elly träumerisch und nachdenklich und ein bißchen traurig an dem Ufer des schönen Sees entlang, an dem auch ihr Hotel lag. Die Dämmerung wich bald nächtlicher Dunkelheit. Ernst und hoch standen die Silhouetten der Berge unter dem sternenlosen Sammet des bewölkten Himmels. Die Kurverwaltung hatte eine Lampionfahrt auf dem nächtlichen See angeregt, und schon sah man, unter den wiegenden Klängen einer Kapelle, hier und da mit vielen Papierlaternen geschmückte Boote durch das schwarze und geheimnisvolle Wasser gleiten. Elly, von einer undeutbaren Trauer und Sehnsucht gequält, verspürte den Wunsch, mitzutun und sich auf diese Art von den lastenden Gedanken und Empfindungen zu befreien.

Mit gemächlichen Ruderschlägen trieb sie ihr Boot der Mitte des Sees entgegen und mengte sich unter die anderen. Leise summte sie die Melodien der Kapelle mit, Lachen perlte herüber und hinüber, und die spärliche Beleuchtung der Lampions, die nicht ausreichte, die Gesichter der Fahrenden

kenntlich zu machen, verlieh dem einsamen Mädchen ein seltenes Gefühl innerer Freiheit. „Niemand sieht, wie ich in Wahrheit aussehe“, dachte Elly beglückt.

Einmal stieß sie in der Dunkelheit mit einem anderen Gefährt zusammen. Sie schrie leise und erschreckt auf und bemühte sich, das verloren gegangene Gleichgewicht zurückzugewinnen. „Keine Angst, schönste Frau!“ sagte da eine tiefe, warme, männliche Stimme, und schon streckte sich ein Arm herüber, hielt eine starke Hand den Bug des schwankenden Bootes fest.

Sie konnte das Gesicht des Mannes nicht erkennen. Aber der Wohlklang seiner Stimme streichelte sie wie eine zärtliche Berührung. Die beiden wechselten ein paar heitere Worte, trennten sich, kamen einander wieder nahe, und ganz von selbst beinahe ergab es sich endlich, daß die schmalen Boote Bord an Bord nebeneinander dahintrieben, zusammengekettet lediglich durch den Arm des Mannes, der mit festem Druck den schmalen, zitternden Körper des Mädchens umspannte.

Was sie miteinander sprachen, darüber vermochte Elly sich späterhin keine Rechenschaft zu geben. Einmal küßte der Mann ihre Hände. „Die schönsten Frauenhände, die ich jemals in meiner Pranke halten durfte“, sagte er, und Elly nickte. Einmal küßte er ihre Lippen. Die Lampions waren bereits seit langem erloschen. Zum ersten Male berührte eines fremden Mannes Mund Ellys Lippen — und sie erschauerte.

Endlich löste sie ihr Boot von dem des Fremden. „Wir müssen uns trennen“, sagte sie flüsternd. — „Kann ich Sie nicht ans Ufer begleiten?“ fragte der Mann. — „Nein — ich bitte, nicht“, wehrte Elly ab, so ehrlich erschrocken, daß der Unbekannte seine Bitte nicht zu wiederholen wagte.

„Darf ich Sie wenigstens wiedersehen?“ bettelte er. „Wenn nicht hier, so an einem andern Ort? Ich muß schon morgen fortreisen.“

„Vielleicht“, stammelte Elly. Aber sie vergaß, sich seinen Namen, seine Anschrift mitteilen zu lassen. Und als es ihr einfiel, war sein Boot schon von der Dunkelheit aufgesogen. „Es ist am besten so“, dachte Elly — und es kann sein, daß der Mann sich etwas Ähnliches sagte.

Am anderen Morgen, im überfüllten Zuge, saß ihr ein Herr gegenüber, vornehm, auffällig gepflegt und elegant. Manchmal streifte ihn über das Buch hinweg ihr flüchtiger Blick. Dann sah sie, daß auch sein Auge öfter auf ihrem Antlitz ruhte.

„Wie häßlich, wie abgründig häßlich dieser Mann wäre, wenn er nicht so wunderschöne, so gute Augen hätte!“ dachte Elly.

„Wie unglaublich schön, wie märchenhaft schön dieses Mädchen wäre, wenn das häßliche Feuermal das Gesicht nicht so entstellte!“ dachte der Mann.

Sie trennten sich in München mit einem kühlen, höflichen Gruß. Keiner von beiden wußte, daß ihre Lippen noch in der vergangenen Nacht heiß und brennend aufeinander geruht hatten. Sie trennten sich auf Nimmerwiedersehen und waren doch vielleicht dafür bestimmt, einander lieb zu haben und sich glücklich zu machen.



* **Die tugendsamste Stadt der Welt.** In unmittelbarer Nachbarschaft des Verbrecherparadieses Chikago liegt das Städtchen Kappa. Es besitzt sein Kriminalamt, aber das einzige Buch, das dort geführt wird, ist seit vierzig Jahren nicht mehr aufgeschlagen worden, um den Bericht über ein neues Verbrechen aufzunehmen. Von der Erinnerung an die Untat, die damals begangen wurde, muß Kappa noch heute zehren. Ein Mann aus dem Städtchen — mit Rücksicht auf seine Nachkommen wird sein Name verschwiegen — wurde einst vom städtischen Nachtwächter im Rinnstein aufgefunden. Der brave Ersatzpolizist dachte zuerst an einen grauenhaften Mord, bis er sich davon überzeugte, daß der Mann fürchterlich betrunken war. Aus zweierlei Erwägungen heraus entschloß sich der Nachtwächter, den Rinnsteingast zu verhaften: Erstens mußte eine solche Ungehörigkeit bestraft werden, und zweitens lag die Gefahr nahe, daß der Betrunkene überfahren wurde. Da aber Kappa nicht über ein Arrestlokal verfügte, so blieb dem Nachtwächter nichts anderes übrig, als sich zu dem Verhafteten zu setzen und zu warten, bis dieser seinen Rausch ausgeschlafen hatte. In der nächsten Gemeindesitzung kam dieser unhaltbare Zustand zur Sprache, und es wurde einstimmig beschlossen, ein Gefängnis zu bauen. Letzteres konnte nun vor kurzem das vierzigjährige Jubiläum seines Bestehens feiern. Dies würde an sich kein bemerkenswertes Ereignis sein, bestände nicht die Tatsache, daß in diesen vier Jahrzehnten noch kein einziger Übeltäter — nicht einmal ein Betrunkener — im Gefängnis zu Kappa gesessen hat. Warum die Leute von Kappa so beängstigend brav sind, weiß niemand. Die Amerikaner müssen sich eben mit der bekannten und unabänderlichen Tatsache abfinden, daß selbst in der besten Familie einmal einer aus der Art schlägt.



Im Zeichen der Pleiten am laufenden Band.



„So, da hätten wir ja das neue Großstadt-Telephonbuch in amerikanischem Reklamestil —“



„Ja, ist denn die neue Nummer meines Geschäftsfreundes gar nicht zu finden?“



„Na, endlich gefunden! Hoffentlich ist er inzwischen nicht pleite gegangen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.